

› FORSCHENDES LEHREN UND LERNEN GESTALTEN: EIN STANDORTÜBERGREIFENDES PROJEKTSEMINAR ZU „RECHTSEXTREMISMUS UND ZIVILGESELLSCHAFT“

PROJEKTMITARBEITER_INNEN

PD Dr. Julia Schulze Wessel

Lehrstuhl für Politische Theorie und Ideengeschichte,
TU Dresden

✉ Julia.Schulze_Wessel@tu-dresden.de

Dr. Rico Behrens

Professur für Didaktik der politischen Bildung, TU Dresden

✉ rico.behrens@tu-dresden.de

Prof. Rebecca Pates

Institut für Politikwissenschaft, Universität Leipzig

✉ pates@uni-leipzig.de

Dr. Daniel Schmidt

Institut für Politikwissenschaft, Universität Leipzig

✉ dschmidt@uni-leipzig.de

Dr. Ellen Thümmler

Professur Politische Theorie und Ideengeschichte,
TU Chemnitz

✉ ellen.thuemmler@phil.tu-chemnitz.de

Dr. Frank Schale

Professur Politische Theorie und Ideengeschichte,
TU Chemnitz

✉ frank.schale@phil.tu-chemnitz.de

Carla Ostermayer; Franz Thiele; Theo Treihse

Hilfskräfte

Ellen Thümmler, Julia Schulze Wessel, Daniel Schmidt, Carla Ostermayer und Franz Thiele im Gespräch mit Susann Beyer, Hochschuldidaktikerin im Verbundprojekt „Lehrpraxis im Transfer“

ABSTRACT

Wie kann „Forschendes Lernen“ noch besser in die politikwissenschaftliche Lehre integriert werden? Dieser Frage gingen sechs Lehrende an den sächsischen Universitäten Dresden, Leipzig und Chemnitz im Wintersemester 2015/2016 mit einem gemeinsam entworfenen Projektseminar unter dem Titel „Rechtsextremismus und Zivilgesellschaft“ nach. Im Interview berichten die Beteiligten von ihren Konzeptionen und deren Umsetzung.

Schlagwörter: Forschendes Lernen, Politikwissenschaft, Rechtsextremismus und Zivilgesellschaft

Susann Beyer: Ein Lehr-Lern-Projekt über drei Standorte und ein gemeinsames Thema, welches die aktuellen Entwicklungen in unserer Gesellschaft aufgreift und analysiert – wie kam es zu dieser Kooperation?

Ellen Thümmler (ET): Die Idee zum Seminar „Forschendes Lernen – Rechtsextremismus und Zivilgesellschaft“ entstand in dem seit 2013 bestehenden Facharbeitskreis „Struktur und Kultur: Lehre in der Politikwissenschaft in Sachsen“. Auf Mittelbauebene diskutieren wir Probleme in der Lehre, eine bessere Verknüpfung von Forschung und Lehre und innovative Lehr-Lern-Konzepte. Wir waren uns schnell einig, dass eine solche Zusammenarbeit am besten praktisch Gestalt gewinnt. Der Reiz verbirgt sich im Umriss des Projekts: unterschiedliche Schwerpunkte und doch gemeinsame Erfahrungen auf den Tisch zu legen und miteinander ein Seminar zum Forschenden Lehren und Lernen zu entwerfen. So gelang es uns, die Überschrift „Rechtsextremismus und Zivilgesellschaft“ mit Leben zu füllen. Während die Dresdener stärker den Begriff des Rassismus untersuchten, gewichteten die Leipziger institutionelle und zivilgesellschaftliche Akteure und die Debatte um den Extremismus-Begriff, die Chemnitzer konzentrierten sich unterdessen auf das Feld Rechtsextremismus und Fußball.

Ihr habt Euch für das Konzept des Forschenden Lernens entschieden. Gab es konkrete Anlässe oder habt Ihr besondere Bedarfe dazu gesehen?

ET: Wenn unter Politik mit Max Weber das langsame Bohren harter Bretter mit Leidenschaft und Augenmaß zu verstehen ist, dann gehört zur Analyse von politischen Prozessen, Entscheidungen oder Ideen ebenso viel Leidenschaft *und* Reflexion. Studierende kritisieren immer wieder den geringen Praxisbezug innerhalb der Politikwissenschaft. Zu stark stehe nur das Verstehen und Erklären von Modellen anhand von Texten im Vordergrund. Sie beanstanden, kaum in Forschungsprozesse einbezogen oder daran beteiligt zu werden. Dadurch fehlen ihnen häufig praktische Vorstellungen für die eigene Forschungsarbeit. Die Lehrenden wiederum bedauern eine Abwehrhaltung der Studierenden, sich auf Texte und Fragestellungen einzulassen und die Faszination an Forschungsgegenständen erleben zu wollen.

Wir dachten insofern über aktivierendes Lernen nach, das den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn mit individuellen Lernerfolgen verknüpft. Das Forschende Lernen stärkt die Studierenden in der Entwicklung und Umsetzung eigener Projektideen. Es fördert ihre Handlungskompetenz, indem es die theoretischen und praktischen Seiten der Forschung aufzeigt, heterogene Hintergründe und Interessen einbinden kann sowie ihre Fähigkeit herausfordert, komplexe Sachverhalte und Prozesse strukturiert zu analysieren. Unser Seminar verknüpfte die Analyse politischer Institutionen und Prozesse mit der Erforschung der politischen Kultur und Kommunikation. Wir untersuchten die regional und sozial un-

terschiedlichen Formen rechtsextremistischer Einstellungen und Handlungen in Sachsen. Zugleich interessierte die Studierenden, welche Motive verschiedene Akteure leiten sich dagegen zu engagieren. So schien es möglich, kleinteilige wissenschaftliche Problemstellungen aus Alltagsbeobachtungen zu gewinnen, um ihre ideengeschichtlichen, zeithistorischen wie soziologischen Kontexte und ihre empirische Überprüfung in einem zu durchdringen. Die Studierenden initiierten und durchliefen allein oder in Kleingruppen einen individuellen Forschungsprozess, aus dem sie eine ganz eigene Form des Lernens und ihrer persönlichen Motivation mitnahmen. Sie agierten selbstständig und entdeckten ihre Kreativität sowie ihr „wissenschaftliches Können“. Indem wir Lehrenden zunächst einige inhaltliche und methodische Grundlagen vermittelten, um auch den unterschiedlichen Erfahrungshorizont der Studierenden zu reflektieren, legten wir den Grundstein für ihre individuellen Forschungsprojekte. Die zeitliche Struktur stellte dennoch eine ganz eigene Herausforderung dar: innerhalb eines begrenzt Zeitraums einen komplexen Gegenstand so einzugrenzen, dass er eine bearbeitbare Form annimmt. Dies mit Unterstützung der Lehrenden mit oder ohne Erfolg durchlaufen zu haben, ist eine nachhaltig prägende Erfahrung.

Woran habt Ihr Euch bei der Planung des Forschungsprozesses orientiert und wie kann man sich die Umsetzung in Euren Lehrveranstaltungen vorstellen?

ET: Wir mussten drei unterschiedliche Standorte mit eigenen Strukturen, Forschungsschwerpunkten und Studienordnungen verbinden, verschiedene Studie-

rendengruppen – d.h. Studierende im Bachelor oder Master Politikwissenschaft, Studierende im Lehramt Gemeinschaftskunde aber auch angrenzender Fächer – einbinden, das Seminar in das Curriculum und die Modulstruktur einbetten, Kooperationspartner gewinnen, aber auch hochschulöffentlich agieren. Im Rahmen des Lehr-Lern-Projekts nutzten wir das Sommersemester 2015 zunächst zum Entwurf. Dabei verstanden wir unsere eigene Aufgabe darin, die Studierenden beim selbstständigen Handeln zu begleiten. Dies meinte konkret: „Probleme selbst finden, definieren, strukturieren; Hypothesen formulieren, Antworten suchen, Wissen recherchieren, Untersuchungen planen, durchführen, auswerten; Ergebnisse einordnen, berichten, präsentieren, diskutieren; im ganzen Prozess mit anderen kooperieren, kommunizieren, Rat suchen und geben; Zeit und Arbeit einteilen, Ressourcen managen, Entscheidungen treffen, Ambiguität, Frustrationen und Kritik aushalten.“ (Huber 2013, 15)

Daniel Schmidt (DS): In der frühen Phase der Planung haben wir uns u.a. mit dem prozessualen Modell von J. Schlicht vertraut gemacht. Allerdings zeigte sich dabei, dass wir – aufgrund der weniger anwendungsorientierten Forschung in der Politikwissenschaft – einige Modifikationen vornehmen mussten.

ET: Die Dresdener und Chemnitzer Lehrenden entwarfen ein Seminar mit zwei Semesterwochenstunden; die Leipziger ergänzten noch eine Vorlesung. Die zweite Phase im Wintersemester 2015/2016 unterteilten wir nach dem Modell von J. Schlicht zum Forschenden Lernen in vier Komplexe. Die ersten Wochen im Oktober 2015 waren im Sinne des

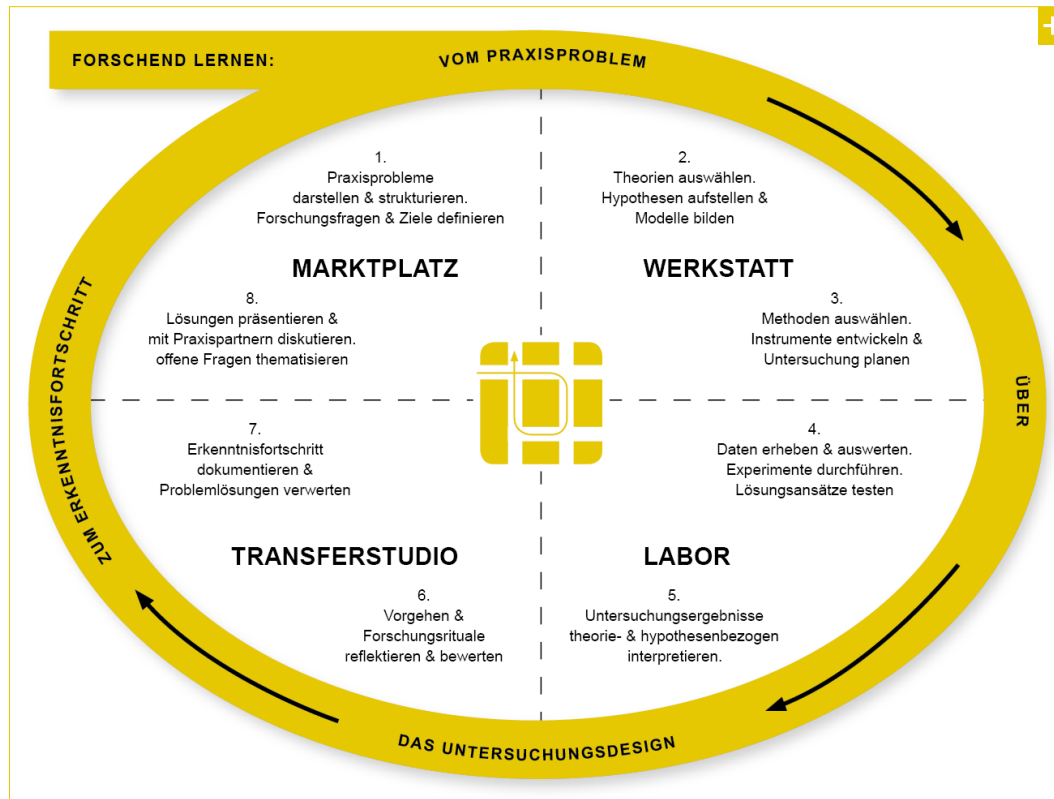


Abb. 1: Organisationsformen des Forschenden Lernens und deren Sequenzierung (nach Dr. Juliana Schlicht; in: Jahrbuch der berufs- und wirtschaftspädagogischen Forschung 2013)

„Marktplatz“ und der „Forschungswerkstatt“ der thematischen Einführung und der Entwicklung von Forschungsfragen sowie der Konzeption der studentischen Projekte gewidmet.

DS: Dazu gehörten zunächst die Eingrenzung des jeweils eigenen Themas, die Entwicklung einer relevanten Fragestellung, das Aufstellen von Hypothesen sowie die Planung des methodischen Vorgehens. Die Studierenden wurden dabei engmaschig mittels Konsultationen betreut. Nach Abschluss der Erhebungen

Erhebungen. In individuellen Konsultationen diskutierten wir die Ideen und Entwürfe sowohl individuell als auch in den Gesamtgruppen, um den Dialog zwischen den Projektgruppen zu fördern. Die Sicherung und Reflexion der Ergebnisse sollte dann bis Mitte Februar abgeschlossen sein, damit die Studierenden in der vorlesungsfreien Zeit ihre Hausarbeiten fertigstellen konnten.

Es zeigte sich schnell, dass dieser ambitionierte Zeitplan besonders in der „Labor-Phase“ nicht zu halten

mussten, drittens, die mündlichen und schriftlichen Präsentationen der Ergebnisse ausgearbeitet werden. An der Universität Leipzig konnte das Projekt in Modulform angeboten werden. Die eigentliche Forschungsarbeit fand im Rahmen des Seminars statt. Flankierend gab es in der Vorlesung Vorträge zum Thema, die von den Lehrenden selbst sowie Expert_innen aus Wissenschaft und Praxis gehalten wurden.

ET: Bis zum Jahresende gewannen die Forschungspläne immer mehr Gestalt und die Studierenden begannen ihre

war: Oftmals zogen sich Recherchen in die Länge, Fragestellungen wurden umgeworfen, Interviewpartner mussten (neu) gefunden, Leitfaden entwickelt, die Interviews transkribiert oder mehrere Entwürfe von Fragebögen erstellt und nach ihrem Rücklauf ausgewertet werden. Dies waren arbeitsintensive Wochen für alle Beteiligten. Dass jene Erhebungs- und Diskussionsphase mehr Zeit in Anspruch nahm, änderte jedoch nichts an dem Ziel, die Forschungsergebnisse zum Ende des Semesters sowohl am jeweiligen Standort als auch im Rahmen einer gemeinsamen Veranstaltung zu veröffentlichen.

DS: Diejenigen Studierenden, die letztlich dabei geblieben sind, haben in hohem Maße selbstständig gearbeitet, aber immer wieder auch Feedback angefordert und bekommen. Fast alle haben dabei mindestens zu zweit geforscht – mit allen Vor- und Nachteilen sowie spezifischen Dynamiken von studentischer Gruppenarbeit.

ET: In der Rückschau erscheint uns Lehrenden das Modell von zwei parallelen Lehrveranstaltungen oder eine zweisemestrige Struktur bedenkenswert. Eine andere Anordnung des Seminars ließe sich jedoch nicht an jedem Standort mit den Studienordnungen vereinbaren. Es richtet sich an Studierende, die nicht mehr am Anfang ihres Studiums stehen, aber noch nicht in die Abschlussphase eingetreten sind. Um ein solches Projekt nachhaltig und dauerhaft in die Lehre zu integrieren, sind hier weitere Überlegungen notwendig.

Im Ganzen 60 Studierende, sechs Lehrende und sechs studentische bzw. wissenschaftliche Hilfskräfte – wie koordiniert man so ein hochschulübergreifendes Lehr-Lern-Projekt?

Franz Thiele (FT): Die Koordination an den einzelnen Standorten war durch Mithilfe von studentischen Hilfskräften jederzeit gewährleistet und entsprach überwiegend den Arbeitsprozessen üblicher Seminare: Sitzungen mussten vor- und nachbereitet werden, Tutorien für die Studierenden (für deren Beiträge in einzelnen gemeinsamen Veranstaltungen) geplant und durchgeführt werden. Die besondere Herausforderung bestand in dem Aufbau eines Netzwerkes mit allen drei Standorten – sowohl auf der Ebene der Lehrenden als auch für die Studierenden. Die Lehrenden mussten ihren Projektfortschritt regelmäßig mit den anderen Standorten abstimmen und sich gemeinsam absprechen und treffen, um die nächsten Wegmarken und gemeinsame Treffen vorzubereiten. Allein die Koordinierung dieser Termine mit sechs (vielbeschäftigten) Lehrenden und mehreren Hilfskräften gestaltete sich oft kompliziert, war aber durch regelmäßigen E-Mail-Verkehr machbar. Darüber hinaus wurde für die Studierenden eine interaktive Lernplattform auf OPAL eingerichtet. Dort konnten alle Standorte ihr Seminar koordinieren, Materialien austauschen und miteinander kommunizieren. Zudem wurde über diese Plattform eine Möglichkeit angeboten, dass die Studierenden mit Kommiliton_innen standortübergreifend in einen Austausch treten können, etwa bei ähnlichen methodischen oder inhaltlichen Schwerpunkten oder Problemen. Leider wurde diese Möglichkeit kaum genutzt, sodass alle Lerngruppen autark arbeiteten. Eine Herausforderung war

auch die Planung, Vorbereitung und Durchführung standortübergreifender Treffen aller Lehrenden und Studierenden, um die Arbeitsstände vorzustellen und neue Synergieeffekte zu generieren. Auch hier war, wie in der gesamten Koordination auch, ein Hauptschwerpunkt auszumachen: Wie koordiniert man so viele Personen an verschiedenen Standorten mit verschiedenen Zeitfenstern und eigenen Wünschen/Zielstellungen? Die Antwort: Durch einen dauerhaften, regelmäßigen Kontakt miteinander. Ohne die Schaffung eines Kommunikationsnetzwerkes, das immer wieder „am Laufen gehalten werden muss“, wäre diese Koordinationsleistung nicht möglich gewesen. Da die Lehrenden diese Aufgabe neben ihren anderen Tätigkeiten nicht leisten konnten, war es unabdingbar, dass mit der Hilfe von Fördergeldern eine Person eingestellt werden konnte, die sich konkret und überwiegend mit diesem Aufgabenbereich auseinandersetzte. Anders ist ein solches Verbundprojekt, zumindest wenn es das Ziel ist, gemeinsam, zielorientiert und aufeinander abgestimmt zu Lernen und zu Forschen, nicht durchzuführen.

ET: Nachdem wir eben schon über die Herausforderungen beim Forschenden Lernen sprachen, gerät nun unser zweites Ziel, drei parallele Veranstaltungen zu gestalten, in den Blick. Bei unseren regelmäßigen Arbeitstreffen im Sommersemester 2015 banden wir jeweils alle Akteure an den Standorten ein, um diese auch für ihre Tätigkeit als Tutor_innen vorzubereiten. Unser Ziel, diese Konsultationen während des Wintersemesters fortzusetzen, konnten wir nicht immer umsetzen. Im Tagesgeschäft konzentrierten wir uns auf die Herausforderungen der Lehrveranstaltung. Kurz: Nicht nur das Forschende Lernen braucht Zeit,

auch ein steter gegenseitiger Austausch benötigt zeitliche und räumliche Ressourcen. Das organisatorische Gerüst und die Unterstützung der Hochschuldidakterin im LiT-Projekt, die unseren Facharbeitskreis begleitete, trugen wesentlich zum Gelingen des Projektes bei.

Darüber hinaus debattierten wir ganz praktische Fragen: Wie muss eine gemeinsame Arbeitsplattform beschaffen sein, um den Studierenden und Lehrenden vor Ort ein ausreichendes Format bereitzustellen, zugleich aber einen Austausch über die Städte hinweg zu ermöglichen? So zeigte sich, dass die Plattform OPAL zwar für die einzelnen Seminare genutzt wurde, wir die Möglichkeiten des virtuellen Dialogs aber kaum erprobten. Gleiches gilt für die Facebook-Seite zum Lehr-Lern-Projekt, die jedoch eine vielfältige Informationsplattform zum Thema Rechtsextremismus und Zivilgesellschaft schuf.

Ein besonderes Highlight war die Zwischenpräsentation, das sog. „Speed-Dating“ aller Studierenden bei einem gemeinsamen Treffen in Leipzig. Welche Ziele habt Ihr mit diesem Treffen verbunden und habt Ihr sie erreicht?

ET: Das „Speed-Dating“ verknüpfte verschiedene Ziele: Zum einen wollten wir die Studierenden von Beginn ihrer Überlegungen zu den Forschungsprojekten an begleiten und unterstützen. Dazu zählte sich gegenseitig kennenzulernen und auch von den anderen Mitwirkenden zu profitieren. Die Studierenden hiel-

ten erste Skizzen auf einem Poster fest, sahen sich die anderen im Rahmen eines kurzen Rundgangs an und diskutierten diese später in Arbeitsgruppen. Jenes wissenschaftliche Rendezvous in der ersten Novemberwoche 2015 förderte den Arbeitsprozess, trug aber auch zur Teambildung als Dresdener, Leipziger oder Chemnitzer Fraktion bei, schließlich wurden Vorträge und Poster vorher intensiv diskutiert. Die Gespräche zwischen den Studierenden vor den Postern offenbarte thematische und methodische Nähe, führte aber besonders vor Augen, dass individuelle Probleme von allen geteilt wurden. Zunächst standen Thesen und Fragestellungen im Mittelpunkt: Wo sollten die Akzente in den Forschungsarbeiten liegen – auf einer Akteurs- oder Strukturebene? Wie lassen sich rechtsextremistische Einstellungen und Diskurse sowie institutionelle und zivilgesellschaftliche Interventions- und Präventionsmöglichkeiten untersuchen? Nach dem schnellen Kennenlernen entwickelten sich so weiterführende Debatten auf Augenhöhe, die ganz forschungspraktisch die inhaltlichen oder methodischen Schnittmengen ermittelten.

DS: Schließlich sollte das „Speed-Dating“ Vernetzungspotenziale eröffnen, sodass sich Studierende über den Tag hinaus standortübergreifend über bspw. überlappende Themen austauschen. Dazu ist es leider nicht gekommen. Gleichwohl: Der Tag war sehr intensiv und hat den meisten wichtige Impulse zur Weiterentwicklung ihrer Fragestellungen gegeben.

ET: Für Februar 2016 planten wir ein weiteres gemeinsames Treffen – nun mit ersten Ergebnissen aus den Forschungsprojekten. Im Rahmen eines sogenannten „Science-Slams“ sollten die Studierenden

dann Bilanz ziehen. Angesichts der schon erwähnten zeitlichen Verschiebungen einigten wir uns jedoch darauf, diese Präsentationen im Rahmen von Forschungskolloquien an den jeweiligen Standorten zu verankern. So ging das Ziel, die Projekte abzuschließen nicht verloren, zugleich wurden die individuellen Arbeitsstände und Fragen nicht mit einem äußeren Zeitdruck überfrachtet.

Carla Ostermayer (CO): Für mich als Studentin war das Speed-Dating eine gute Möglichkeit, um mir über den aktuellen Stand unseres Forschungsprojekts bewusst zu werden. Indem wir ein Poster zur Präsentation vorbereiteten, mussten wir uns auf eine konkrete Fragestellung, Methode, Definitionen von Begriffen, etc. festlegen. Dies führte dazu, dass wir im Vorfeld des Speed-Datings unser Forschungsprojekt konkretisierten. Auf dem Speed-Dating selbst bekamen wir guten Input zu unserem Projekt und wurden über mögliche Fallstricke aufgeklärt. Durch die Betrachtung der anderen Poster konnten wir neue Ideen und andere Herangehensweisen aufnehmen. Im Rahmen der Gesprächsgruppen wurden uns neue Möglichkeiten aufgezeigt, über die wir einen Zugang zum Feld finden konnten. Alles in allem führte das Speed-Dating dazu, dass wir uns über mögliche Probleme innerhalb des Forschungsprojektes bewusst wurden und unsere Fragestellung noch einmal verändern konnten.

„Mehr davon!“ war eine Rückmeldung zur öffentlichen Abschlusspräsentation der Forschungsergebnisse am 29. April 2016 im Deutschen Hygiene-Museum Dresden. Beschreibt doch kurz diese Veranstaltung und Eure Eindrücke.

Julia Schulze Wessel (JSW): Einzelnen Studierenden die Möglichkeit zu geben die Ergebnisse ihrer Forschung vor einem interessierten öffentlichen Publikum vorzustellen, war ein großartiger Abschluss des Projekts. Bereits in der Vorbereitung lernten die Kommiliton_innen, ihre Resultate zu pointieren und allgemeinverständlich darzustellen. Zudem mussten sie auf nicht planbare Nachfragen souverän reagieren können. Wir haben Wert auf einen gemeinsamen Abschluss mit allen Beteiligten gelegt. Die öffentliche Veranstaltung im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden sollte die Arbeit der Studierenden würdigen. Von allen drei Universitäten haben Studierende ihre Ergebnisse vor einem großen Publikum vorgetragen oder auf Postern präsentiert. Beide Präsentationsformen sollten die Studierende nochmals ihre Ergebnisse verarbeiten und auf die wichtigsten Aspekte reduzieren lassen. Sie haben dadurch gelernt, sehr kurz und prägnant die zentralen Erkenntnisse und Forschungsergebnisse öffentlichkeitsstauglich vorzustellen. Die an die Vorträge anschließenden Diskussionen, ebenso wie die Gespräche an den Postern waren interessiert und lebendig, aber auch kritisch. Die Rückmeldungen aus dem Publikum waren überwiegend sehr positiv; auch sind Studierende auf uns zugekommen, die gerne ein ähnliches Forschungsseminar besuchen würden. Teilweise gab es jedoch auch kritische Stimmen, die von der Veranstaltung mehr erwartet hätten. Aber man muss sich immer vor Augen halten, dass studentische Projektarbeiten und keine Dissertationen gezeigt worden sind.

CO: Die öffentliche Veranstaltung im Deutschen Hygiene-Museum bot uns die Möglichkeit, unsere Arbeit vor einem größeren Publikum zu präsentieren.

Wir mussten uns noch einmal über die zentralen Thesen unserer Arbeit bewusst werden und überlegen, wie man diese am Besten einem breiten Publikum zugänglich macht. Die Vorbereitung und Durchführung eines öffentlichen Vortrags war eine andere Herausforderung als das Schreiben einer Hausarbeit oder ein Referat im Rahmen eines normalen Seminars.

Ihr habt den Studierenden mehrere Möglichkeiten zum Abschluss dieses Projektseminars angeboten: eine Hausarbeit und ergänzend die öffentliche Präsentation der Arbeiten. Wie zufrieden seid Ihr mit den Ergebnissen?

ET: Hier mussten wir erneut unterschiedliche Studien- und Prüfungsordnungen in verschiedenen Studiengängen beachten. Wir beschlossen schnell, uns am jeweiligen Curriculum der Universitäten zu orientieren. Das schriftliche Format einer Hausarbeit erleichterte den Studierenden die Dokumentation ihres Forschungsprozesses: vom Thema, über die Eingrenzung der Fragestellung und der Forschungshypothesen, das Untersuchungsdesign bis hin zu den Ergebnissen und den Neuformulierungen von Hypothesen. Die Herausforderung lag hier nicht mehr im Praktischen, sondern in der wissenschaftlichen Auswertung sowie im gemeinsamen Schreiben. Nach der anwendungsbezogenen Hands-on-Erfahrung der ersten Monate waren nun ihre Kompetenzen, komplexe Sachverhalte mündlich und schriftlich zu präsentieren und zu diskutieren gefordert. Unterschiedliche Arbeitsstände, Fähigkeiten und Motivationen mussten eingefangen, gebündelt und mit dem neu erworbenen Wissen aufbereitet werden. Die Hausarbei-

ten belegten demnach nicht nur ihren erfolgreichen Gang durch den Forschungsprozess, sondern reflektierten diesen in einer erweiterten Perspektive. Am Ende standen eine verbesserte fachliche und methodische Kompetenz und die Verifikation des Entdeckten. Ein vorsichtiges Resümee konstatiert, dass alle abgegebenen Projektarbeiten gute bis sehr gute Bewertungen erzielten. Jedoch sollte der Blick auf die Abschlüsse nicht verdecken, dass auch im Scheitern einzelner Projektideen individuelle Erfahrungen liegen.

DS: Im Leipziger Modul waren laut Prüfungsordnung ein Testat als Prüfungsvorleistung (das war die mündliche Präsentation aller Leipziger Projekte Anfang Februar) und die Projektarbeit als Prüfung vorgesehen. Letztere bestand aus einer schriftlichen Ergebnispräsentation und einer Reflexion des Forschungsprozesses. Die Qualität dieser Projektarbeiten korrelierte mit der Energie, die die Studierenden das ganze Semester über in die Arbeit gesteckt hatten, und variierte deutlich. Bei allen aber war ein deutlicher Fortschritt bei der Entwicklung der Fähigkeiten zum selbstständigen empirischen Forschen zu erkennen. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Studierenden auch inhaltlich das Verhältnis von Zivilgesellschaft und Rechtsextremismus in verschiedenen Facetten tief durchdrungen haben.

„Mehr davon!“ – gilt das auch für Euch? Ist eine vergleichbare Gestaltung von Lehren und Lernen aus Eurer Sicht auch ohne eine Förderung, wie der vom BMBF durch das Verbundprojekt „Lehrpraxis im Transfer“ möglich? Wie könnte das funktionieren?

ET: Die Förderung im Rahmen des einjährigen Lehr-Lern-Projekts sicherte vielfältige Ressourcen: Wir konnten Hilfskräfte gewinnen, die eine wichtige Stütze bei der Arbeit vor Ort, aber auch bei der Koordination waren. Sie erlaubte uns zugleich, den Studierenden mit Postern und Präsentationen vielfältige Gestaltungsformen zu bieten. Darüber hinaus finanzierten diese Mittel externe Referent_innen und Gäste, welche einen zusätzlichen Input lieferten bzw. zur Veröffentlichung unseres Projektes beitrugen. Ihre Zusage erleichterte unser Experiment. Verschwiegen werden sollte aber auch nicht, dass der mitunter große Betreuungsaufwand in einem Spannungsfeld zu der jeweiligen Beschäftigungssituation bzw. der jeweiligen Qualifikationsphase der Lehrenden steht. Forschung und Lehre gilt es auch aus ihrer Perspektive zu vereinbaren. Auf dem Weg zur Verstetigung solcher Lehrformate votieren wir für weitere Förderungen, um den erhöhten Lehraufwand abzufedern und fortführende Anreize zu bieten. Dann sollte es nicht bei einem einmaligen Projekt bleiben. Das Konzept des Forschenden Lernens setzen wir in unterschiedlicher Weise an den Standorten fort und proben die Variation seiner Elemente.

DS: Grundsätzlich haben wir wichtige Erfahrungen zur didaktischen Umsetzung von Lehr-Lern-Projekten gemacht – vor allem was die begrenzten zeitlichen Ressourcen angeht. Diese Erkenntnisse werden in weitere Lehrveranstaltungen des Forschenden Lernens einfließen. Ein solches standortübergreifendes Projekt wäre ohne zusätzliche Förderung nicht zu stemmen. Zudem müssten wir beim nächsten Mal überlegen, wie der Erkenntnistransfer unter den

Studierenden besser angeregt werden könnte. Das „Mehr davon!“ sollten wir alsbald untereinander intensiv diskutieren.

LITERATURVERZEICHNIS

Huber, Ludwig (2013): Warum Forschendes Lernen nötig und möglich ist. In: Huber, Ludwig, Hellmer, Julia & Schneider, Friederike (Hrsg.): Forschendes Lernen im Studium. Aktuelle Konzepte und Erfahrungen. 2. Aufl., Bielefeld: Universitätsverlag Webler, 9–35.